Abonnementspreis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 9.—

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Insertionspreis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Inserate:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Inserate sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 510. Mittwoch den 5. October 1892. 86. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 5. October.

Wenn der alte Satz, daß wo Rauch ist, auch Feuer sei, in allen Fällen zutreffend wäre, so müßte zwischen dem Reichskanzler und dem preußischen Ministerium die Zwietracht lichterloh brennen. Denn in der Presse steigt dichter Rauch auf und aus ihm heraus dringen verworrene Rufe, von denen die meisten und lautesten sich zusammenfassen lassen in die Sätze: „Das preußische Ministerium ist nicht gehört worden, bevor der Kaiser der Militairvorlage als einer Präsidialvorlage die Zustimmung ertheilt hatte. Das preußische Ministerium wird dadurch in die Zwangslage versetzt, entweder gegen den Monarchen zu votiren oder sich ohne Weiteres dem Reichskanzler zu fügen.“ Dazwischen erklingen allerdings auch noch einige komische Rufe, die in der Mittheilung der Militairvorlage an das preußische Ministerium eine Unterwerfung des Reichskanzlers unter dieses Ministerium erblicken, aber mit Recht werden die Alarmrufe der letzteren Art überhört. Was an den anderen Wahres ist, läßt sich schwer entscheiden. Auch die „Nat.-Lib. Corr.“, die sich heute mit der Angelegenheit befaßt, erklärt, nichts Genaueres zu wissen, meint aber doch, es müsse ein Feuerchen wenigstens glimmen, dessen Ursache und mögliche Folgen folgendermaßen erörtert werden:

„Es scheint, daß die Trennung der Aemter des Reichskanzlers und des preußischen Ministerpräsidenten früher, als man erwartet hatte, auf eine kritische Probe hinsichtlich ihrer Zweckmäßigkeit und Wirksamkeit gestellt wird. Die Vorgänge bei Vorbereitung der Militairvorlage scheinen dazu Anlaß zu geben. Was sich dabei wieder abgespielt hat, ist freilich noch nicht ganz klar ersichtlich, soviel aber läßt sich deutlich erkennen, daß bei einer der wichtigsten Vorlagen der neueren Zeit das nothwendige Zusammenwirken und enge Einvernehmen zwischen der Reichs- und der preußischen Regierung nicht hergestellt, die letztere vielmehr von der Mitwirkung mehr, als es zuträglich sein kann, ausgeschlossen worden ist. Nach dem formellen Staatsrecht des Reichs mag die Mittheilung des vom Reichskanzler als Präsidialvorlage ausgehenden Gesetzentwurfs an das preußische Staatsministerium lediglich zur Kenntnißnahme ohne Abgabe eines Votums unanfechtbar sein, und wer sind wahrhaftig auch die Letzten, welche unberechtigten Ansprüchen und particularistischen Empfindlichkeiten irgend eines Bundesstaates Unterstützung gewähren möchten. Das Erstarken der Reichsregierung und ihre Fähigkeit zu selbstständiger Bewegung muß als einer der fundamentalsten Grundsätze in dem Programm jeder nationalen Partei feststehen. Aber anderseits muß es auch als eines der unerläßlichsten Erfordernisse der Reichspolitik betrachtet werden, daß sie den Regierungen der Bundesstaaten das ihnen zukommende Maß von Mitwirkung und Einfluß auf entscheidende Beschlüsse gewährt und insbesondere mit dem größten derselben Gegensätze und Reibungen nicht aufkommen läßt. Frictionen zwischen Reichs- und preußischer Politik können wir nicht ertragen. Es hat aber den Anschein, als ob der Keim zu solchen in dem vorliegenden Fall enthalten sei. Die Ansichten der Militairvorlage im Reichstag werden gewiß auch nicht verbessert, wenn sie von vornherein mit dem Anschein auftritt, daß wichtige, zum Rath und zur Mitarbeit berufene Stellen übergangen worden und daß bei der sachlichen Prüfung die wirthschaftlichen und finanziellen Gesichtspuncte hinter den militairischen unbillig zurückgetreten sind. Diese Einführung der Vorlage, die ja ohnehin schon so ungemein starke Bedenken gegen sich hat, ist gewiß keine glückliche.“

Daß die Trennung der Aemter des Reichskanzlers und des preußischen Ministerpräsidenten die Verständigung zwischen dem Reichskanzler und dem preußischen Ministerium erschweren muß, liegt auf der Hand. Und daß bei längerer Fortdauer dieser Trennung Differenzen eintreten können, ist oft genug nachgewiesen worden. Daß aber solche Differenzen gerade bei der so eminent wichtigen Militairvorlage eingetreten sein sollten, können wir trotz allen Rauches nicht eher glauben, als bis wir durch die Thatsachen eines Anderen belehrt werden. Am wenigsten können wir uns vorstellen, daß der Reichsschatzsecretair Frhr. v. Maltzahn, der in München, Stuttgart, Darmstadt u. s. w. mit den Finanzministern über die Deckung der mit der Militairvorlage verbundenen Forderungen conferirt hat, mit dem preußischen Finanzminister sich nicht ausgesprochen und verständigt hätte, und für fast undenkbar halten wir es, daß der Gesetzentwurf dem preußischen Ministerium nur zur „Kenntnißnahme“ vorgelegt worden sei. Der Reichskanzler kann doch Preußen nicht anders behandeln, als die übrigen deutschen Staaten; er kann doch nicht für Preußen den Satz aufstellen wollen „Cancellarii voluntas suprema lex“, während er die übrigen Staaten auffordert, durch ihre Bundesrathsbevollmächtigten Stellung zu der Vorlage zu nehmen. Und wenn er wirklich in dem Irrthum sich befunden hätte, die preußischen Minister seien dadurch, daß der Kaiser die Vorlage für den Bundesrath genehmigt hat, gezwungen, trotz aller etwaigen Bedenken Ja und Amen zu dem Entwurfe zu sagen, so können wir nicht glauben, daß die preußischen Ministercollegen des Grafen Caprivi deshalb Lärm in der Presse schlagen ließen, statt entweder den Schein von „Räthen der Krone“ abzuthun, oder mit klarem Pflichtbewußtsein nach rein sachlichen Gründen ihr Votum über den Gesetzentwurf abzugeben. Wir sind der Ansicht, daß lediglich ein Mißverständniß vorliegt, das zu den seltsamen Gerüchten Anlaß gegeben hat, und hoffen auf eine baldige Aufklärung. Für heute theilen wir nur noch eine Auslassung unseres Berliner §§-Correspondenten über die Angelegenheit mit und bemerken zu dieser lediglich, daß es zur Beurtheilung der Sachlage nicht allein darauf ankommt, ob Graf Caprivi die Pläne des Dr. Miquel billigt, sondern auch darauf, ob Miquel mit den Plänen des Grafen Caprivi sich einverstanden erklären kann. Kann der preußische Finanzminister das nicht, so wird er, auch wenn die Militairvorlage im Namen des Kaisers als Präsidialantrag im Bundesrathe eingebracht worden ist, Manns genug sein, seine Ansicht an der rechten Stelle mit allem Nachdruck zu vertreten.

Eine höchst überraschende Mittheilung geht der officiösen Wiener „Pol. Corr.“ aus Rom zu. Sie lautet:

„Der neue preußische Gesandte bei dem heiligen Stuhle, Herr v. Bülow, ist soeben hier eingetroffen. Die Ueberreichung des Beglaubigungsschreibens wird demnächst erfolgen. Nach der Abreise des Herrn v. Schlözer war man der Meinung, daß Preußen gegenüber dem Vatican demonstriren wolle und daß dessen Posten vacant bleiben werde. Heute ist es ausgemacht, daß der Abgang des Herrn v. Schlözer hauptsächlich in Folge der intimen Beziehungen erfolgte, welche derselbe noch immer mit dem Fürsten Bismarck unterhielt. Die Eile, mit welcher sein Nachfolger ernannt wurde, beweist, daß die Beziehungen zwischen dem Vatican und der Berliner Regierung durchaus normal sind. Die innere Politik Preußens, wo das Centrum seine Kampfstellung gegen die Regierungsparteien aufgegeben hat, kann dieselben nur verstärken. Es ist wahrscheinlich, daß bei dem nächsten Consistorium ein deutscher Bischof — entweder der Fürstbischof von Breslau oder der Erzbischof von Köln — den Purpur erhalten wird.“

Hiernach hat das preußische Ministerium trotz des Rücktritts der Grafen Caprivi und Zedlitz sich entschlossen, den Weg nach Rom weiter zu wandeln, den man mit der zweiten Volksschulvorlage betreten hatte. Wozu dann aber jener Rücktritt und die Beseitigung jener Vorlage durch königliche Initiative?

Die österreichisch-ungarische Thronrede, womit die Berathungen der Delegationen eröffnet wurden, ist sehr entgegenkommend und Vertrauen erweckend abgefaßt. Sehr bemerkt wird, wie man aus Pest berichtet, daß sie sich bezüglich der Mehrforderung des Kriegsministers darauf beschränkt, sie als eine nicht unerwartete und zumeist wiederholt erörterte Anforderungen betreffende zu bezeichnen. Wie sehr man an höchster Stelle überzeugt ist, daß die Bewilligung dieser Forderung keine Schwierigkeiten kosten werde, ersieht man daraus, daß es unterlassen worden ist, dieselbe durch Hinweise auf etwaige äußere Gefahren zu unterstützen. Die Thronrede ist vielmehr bestrebt, die auswärtige Lage als eine befriedigende darzustellen, indem betont wird, daß sich die heilbringende und den Frieden erhaltende Wirkung des Zusammenstehens mit den Verbündeten bewähre und das Ruhebedürfniß der Völker und die Sorge für das materielle Wohl einen maßgebenden Einfluß auf die internationalen Verhältnisse ausübe. Hierdurch erhält die Thronrede einen freundlicheren Charakter, als ihn die vorjährige getragen, die in einem Gegensatze zu der diesjährigen gestanden, indem sie wiederholt und nachdrücklich auf die politischen Gefahren hingewiesen hatte.

In der österreichischen Delegation kam es, wie schon gemeldet, zu einem scharfen Zusammenstoß zwischen dem Jungczechen Eym und dem Minister des Aeußeren Grafen Kalnoky. Zuletzt erhob Eym noch Einsprache gegen die von ihm behauptete Unterstützung auswärtiger Blätter aus den dem Grafen Kalnoky zur Verfügung stehenden Fonds. Dieser verlangte von dem Delegirten Eym zu wissen, welche Zeitungen es seien, auf welche dieser hingedeutet habe. Wenn der Delegirte Eym dieselben nicht anzugeben wisse, müsse er das Ganze, was vorgebracht wurde, als erlogen bezeichnen. Der Minister erklärte, daß er gar keine Zeitungen subventionire. Eym bedauerte, daß der Minister in einer ihm unerklärlichen Aufregung sich des ganz unparlamentarischen Ausdruckes „erlogen“ bedient habe, und sagte: „Ich verlange, daß der Herr Minister diesen Ausdruck zurücknimmt. Ich bin Journalist und werde die betreffenden auswärtigen Zeitungen hier nicht öffentlich nennen; ich bin aber bereit, dem Minister diese Zeitungen sammt den betreffenden Artikeln vorzulegen.“ Minister Graf Kalnoky erklärte hierauf, er sei weit entfernt, das Wort „erlogen“ in Beziehung zu dem Herrn Delegirten zu bringen. Er habe dieses Wort gebraucht, weil er voraussetzte, daß Eym von Anderen böswilliger Weise hintergangen wurde und daß man ihm ein Märchen aufgebunden habe, da er, der Minister, keine Zeitungen subventionire. Hierauf wußte der Jungczeche Eym nichts weiter zu sagen und die von ihm heraufbeschworene erregte Scene hatte damit ein für ihn nicht besonders günstiges Ende gefunden.

Die Wirren, deren Schauplatz lange Zeit der schweizerische Canton Tessin war, dürften mit der am letzten Sonntag erfolgten Annahme des neuen Verfassungs-Entwurfes vorläufig ihr Ende erreicht haben. Die Zustimmung zu der neuen Verfassung ist mit sehr großer Mehrheit erklärt worden, was seinen hauptsächlichen Grund wohl darin hat, daß die frühere conservativ-ultramontane Majorität sich in letzter Zeit in zwei Fractionen gespalten hatte, von denen die gemäßigtere, den Rathschlägen des soeben zum Bundesrichter ernannten Herrn Soldati folgend, sich ebenfalls für die neue Verfassung erklärte. Das Verlangen der Tessiner Liberalen nach Abänderung der eine ultramontane Parteiherrschaft begünstigenden Verfassung bildete den Ausgangspunct der Wirren, welche den Tessin in jüngster Zeit heimsuchten. Die Ultramontanen suchten die Bewegung durch verfassungswidrige Acte zu vereiteln. Da brach 1890 die Septemberrevolution aus, welche die starre ultramontane Herrschaft stürzte und die Aera der gemischten Regierung einleitete. Man erinnert sich der versöhnenden Thätigkeit des eidgenössischen Commissars in Tessin, des Obersten Künzli. Außerdem ergab sich aus dem Zwang der Lage selbst die Nothwendigkeit eines Zusammenarbeitens beider Parteien. Es gelang, in gesetzmäßiger Weise einen Verfassungsrath zu Stande zu bringen, in dessen Schoß nun eine lange Reihe von Transactionen stattfand, welche schließlich den dem Volke vorzulegenden Verfassungsentwurf auf einer Basis zu Stande brachten, die eine Annahme durch die Majorität zu sichern schien. Die vornehmsten Mittel, welche sich als wirksam erwiesen, um die Schroffheit der Gegensätze in den Anschauungen und Interessen zu mildern, waren eine bedeutende Erweiterung der unmittelbaren Theilnahme des Volkes an den Staatsgeschäften und an der Ausübung staatlicher Rechte, sodann die Einführung des sogen. Proportionalverfahrens, d. h. der Minoritätenvertretung bei allgemeinen Wahlen. Die neue Verfassung des Cantons Tessin charakterisirt sich in erster Linie als ein Versuch, in einer möglichst weitgehenden Abwendung vom System der repräsentativen Demokratie und der Annäherung an die reine und unmittelbare Volksherrschaft Garantien zu gewinnen gegen die Einseitigkeit und die Ungerechtigkeiten eines schroffen Parteiregiments. Der Erfolg allein kann lehren, ob die Rechnung nicht trügt.

Es unterliegt jetzt keinem Zweifel mehr, daß der spanische Pater Martin zum General des Jesuitenordens oder zum „schwarzen Papst“ gewählt worden ist. Wenn auch durch eine sehr heilsame Verfassungsbestimmung diesem unversöhnlichen Gegnern der evangelisch-lutherischen Kirche unser engeres Vaterland Sachsen ein für alle Mal verschlossen ist, so glauben wir doch von den näheren Umständen, welche dieses Mal mit der Wahl des Jesuitengenerals verknüpft waren, Notiz nehmen zu sollen. Das Kloster Loyola bei Bilbao, das gewöhnlich offen steht, blieb am letzten Sonntag den ganzen Tag geschlossen. In diesen letzten Tagen las man darin 89 Messen. Um 5½ Uhr traten die Patres in der für sie vorbehaltenen Capelle zusammen und verharrten einige Zeit im stillen Nachdenken. Dann hörten sie eine vom interimistischen General gelesene Messe an. Gegen sieben Uhr hörte man draußen Litaneien und das Pange lingua singen. Nachdem die Monstranz ausgestellt worden, begaben sich die Patres in einer Procession nach der Bibliothek, wo die Wahl stattfinden sollte. Die Jesuiten, welche die Beichte abnahmen, verließen die Beichtstühle. Um zehn Uhr war das Wahlgeschäft beendigt und Pater Martin zum General gewählt. Nach der Bekanntmachung des Wahlergebnisses sangen die Jesuiten das Laudate und das Te Deum. Der neue Jesuitengeneral ist im Jahre 1846 in Melgar, Provinz Burgos, geboren. Sein Vater wollte anfangs nicht zugeben, daß er in den Jesuitenorden eintrat, trotzdem folgte der junge Geistliche im Jahre 1865 dem Wunsche seines Herzens. Nach der Revolution von 1868 wurde er mit seinen übrigen Ordensbrüdern aus Spanien vertrieben, kehrte aber unter der Restauration zurück und leitete dann in Bilbao die Zeitschrift „Das heilige Herz“. Bald darauf wurde er Rector der Universität Salamanca und führte einen langen Federstreit mit dem Bischof Izquierdo, der mit der Erklärung seines Gegners endete, daß Pater Martin der erste Theologe des Landes sei. 1885 wurde er Provincial von Castilien und 1891 ging er als Generalvicar nach Rom. Er soll aus außer seiner Muttersprache Italienisch, Französisch und Englisch vollständig beherrschen. Der neue General wurde vor Kurzem als Anhänger einer abwartenden, neutralen Haltung des Ordens geschildert, dem widerspricht jedoch, daß die österreichische und die spanische Regierung sich geeinigt hatten, einen anderen Candidaten, den Pater Urraburu, als den Vertreter der Nichteinmischung des Ordens in die Politik vorzuschlagen.

„Nicht ohne Aufregung“ erwartet man, der „Neue. Wr.“ zufolge, in Rußland die demnächst bevorstehende Eröffnung der Herbstsession des Reichsraths. Viele Umstände gäben diesem sonst so gleichgiltigen Ereigniß ein besonderes Interesse und vielen Erwartungen wach, die zunächst anknüpften an die Personen von drei während des Sommers neu ernannten Mitgliedern dieses höchsten gesetzberathenden Körpers des Reiches: Staatssecretair Polowzow, Senator Tatischtschew und Geheimrath Anastasjew. Das Petersburger Publicum werde aber nicht nur durch die Erwartung der belebenden und erfrischenden Wirkung des Eintrittes jener drei in ihrer Art bedeutenden Persönlichkeiten in Aufregung versetzt, sondern mehr noch durch die hartnäckig umlaufenden Gerüchte, es stehe mit der Eröffnung der Reichsraths-Session die Aufnahme einer regelrechten „Campagne“ mit gegen einander ankämpfenden, gleichsam als „Parteien“ organisirten Gruppen bevor. Man nennt sogar die „Sprecher“

Feuilleton.

Dämmerungen.

Roman in drei Büchern von Rudolf von Gottschall.

4] Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

So ist mir's wieder ergangen . . . hier in dem stillen Dorfe, wo ich kurze Zeit ausruhen wollte. Alles brach über mir, um mich zusammen . . . mein Dolch ist scharf, ich griff darnach, aber ich habe mein Werk nur halb gethan. Wieder weil' ich unter den Lebenden und ich klage nicht darüber. Es lastet jetzt nicht mehr der zermalmende Druck auf mir . . . und ich kann es ertragen, fortzuleben. Grau in Grau liegt Alles um mich; aber mein Auge schweift ruhig über die Einöde und meine Seele schwebt darüber mit gleichgiltigem Flug. Die letzte Stadt, in der wir lange verweilten, war eine Garnisonstadt; wir fehlte es nicht an den Huldigungen der Officiere; doch sie hatten keine andern Folgen, als daß sie die Eifersucht meiner Colleginnen erweckten. Diese Sträuße und Kränze . . . sie mahnten mich nur an beraubte und entvölkerte Gärten . . . und welchen Werth sollte das Lächeln für mich haben, das meinen Vorgängerinnen wie Nachfolgerinnen in derselben baren Münze ausgezahlt wird! Da war freilich ein Officier, der besondere Anstrengungen machte, meine Gunst zu erobern . . und oft wollte es mir scheinen, als ob ich dem Lieutenant von Schollen etwas mehr wäre, als eine vorüberfliehende Bühnenerscheinung. Doch was konnte ich ihm sein, da ich mir selbst nichts war? Grau in Grau . . das war mein Leben! Und Liebe und Leidenschaft konnten da nicht aufleuchten . . sie verschwanden mit in dem zerfließenden Nebel. Er that mir leid, wie ich selbst mir leid that . . warum? Ich wußt' es nicht anders, weil ich eben lebte! Er machte mir eine aufgeregte Scene; er wollte mit seiner Familie brechen, seine Laufbahn aufgeben, wenn ich die Seine werden wollte! Nichts wäre ich geworden als eine Kette, die er mühsam durchs Leben nachschleifen würde. Es berührte mich einen Augenblick wie mit zarten Händen und ich glaubte fast, eine Thräne stand in meinen Augen. War es wirklich ein Herz, das sich mir zuwendete? Ich habe ja nichts zu bieten, doch es rührte mich. Eine Seele, die an mich glaubte, während ich diesen Glauben längst verloren: ich empfand ein unsägliches Mitleid. Wir war's, als müßt' ich auch ihn von der thörichten Sehnsucht befreien, die ihn verzehrte — mochte er liebend an meinem Grabe trauern!

Ich bin jetzt ruhiger . . mein Arzt, Dr. Bingen, hat mir Muth zugesprochen. Solch ein Mann ist mir noch nie begegnet, er ist nüchtern, kalt und fest. Er möchte auch meinen Ehrgeiz wecken. Doch er bläst in die Asche, aus der kein Funken emporsteigt. Er schiebt meine Schwermuth und Verzweiflung auf die traurigen Verhältnisse der kleinen Bühnen, und er mag Recht haben. Ich hatte mich hineingefunden, und doch . . es liegt eine von uns unbemerkte Wirkung in einer trostlosen Umgebung. Man gewöhnt sich daran, aber die Gewohnheit hat ihren selbstmörderischen Stachel. Man krankt im Innersten wie an einem geheimen Leiden und geht doch ruhig seines Wegs und achtet nicht darauf; man wird irre an der Menschheit, wenn die Menschen, die uns umgeben, solche unglaubwürdigen Geschöpfe sind, unglaubwürdig, weil sie sich durch nichts von dem legitimiren, was in unsern Träumen uns die Menschheit als groß, edel, herrlich erscheinen läßt. Da war unser Director, der kleine Krämer mit der blauen Brille, der uns Vorschüsse auf Wucherzinsen gab, selbst aber von seinen Gläubigern gehetzt wurde, deren Zahl er trotzdem immer zu vermehren wußte; er war der Befehlshaber seiner Truppe; wir standen in seinem Sold; er sah auf uns herab mit seiner Kantippe von Frau, deren einzige Kunst das Schminken war und die sich dadurch um unsere Gesichter verdient machte im Interesse des Geschäftes, uns im Uebrigen aber wie Inventarstücke behandelte, die man mit den anderen auf den Transportwagen packt. Und dies hochmüthige Paar, das uns durch seine Gagenzahlungen in Sclaverei hielt, besaß nichts . . dasselbe nichts, wie wir . . ja noch weniger. Sie setzten uns den Fuß auf den Nacken als Machthaber — und ihre Macht bestand in dem Gelde, das sie nicht hatten.

Ein starker, stattlicher Mann, der zum Herrschen geboren schien, unser Regisseur, beugte sich tief vor der Frau Kantippe; er setzte die Stücke in Scene, ohne sie zu kennen; seine ganze Weisheit kam aus dem Souffleurkasten. In der That, unsere Souffleuse, ein kleines bedrztes Frauchen mit vielem Mutterwitz, war sein Orakel, das befragt und unbefragt die Proben leitete. Dazu ein erster Liebhaber, der mich als sein Modell betrachtete, an dem er seine Studien machen wollte, bis ich ihm einmal deutlich zeigte, daß ich von Fleisch und Blut war, nicht in seinem Sinne, doch in dem meinen. Die Marmorhand der schönen Galathee ruhte schwer auf ihm. Und nun das Gesinde und Gesindel, das um so einen armseligen Thespiskarren herumlungert. Alles spielte gelegentlich mit. Dr. Bingen hat Recht. Der Mensch wächst mit seinen höheren Zwecken, aber er schrumpft zusammen in einer niedrigen gemeinen Umgebung. Nun, ich werde ja sehen, ob in den künstlerischen Kreisen der großen Stadt ein anderer Geist weht und ob dieser Geist mich aufzurichten vermag; denn ich bin einmal eine gebrochene Blume; und doch kann ich Niemanden deshalb anklagen. Es giebt ja überall in der Welt mißgeborene oder durch irgend einen Zufall verkümmerte Geschöpfe; ich bin eins derselben und das ist eben unabänderlich; solch ein geknicktes Leben führt man aber am liebsten im Verborgenen. Ich muß mich leider vor aller Welt zur Schau stellen, nur um mir des Lebens Unterhalt zu verschaffen; denn Nähen, Waschen, Bügeln und Komödie spielen . . das ist so Frauenarbeit, und das wiegt Alles gleich in der Wagschale. Doch hoffe ich, wenn mein Beruf mir Muße gönnt, in einem kleinen bürgerlichen Heim in aller Stille leben zu können. Du weißt, daß ich zum Bruder meiner so früh verstorbenen Mutter ziehe; er ist aus dem Städtchen Zell im österreichischen Alpenland schon seit Jahren in die nordische Residenz übergesiedelt und ernährt sich dort als tüchtiger Bäckermeister; ich weiß, daß er ein Mann von echtem Schrot und Korn ist und ich werde mich sicher fühlen unter seinem Schutze. Gerade in solchen kleinen Verhältnissen liegt ein Gegengewicht gegen den falschen Zauber der Bühne. Und nun muß ich Dir noch bekennen, daß mir's schwer wird, mich von diesem Ort zu trennen, an dem eine so schlimme Erinnerung für mich haftet; ich habe mich so hineingewohnt in das stille Thal und mir werden die nahen Berge mit ihren Windmühlen, die fernen mit ihren Burgen fehlen und fehlen wird mir auch Dr. Bingen, der brave Arzt, durch dessen Pflege ich dem Leben zurückgegeben bin. Solche Ruhe und Klarheit, wie er sie besitzt, ist unschätzbar für meinen unsteten Sinn; das Leben schien mir nicht so verworren wie sonst, wenn ich ihm in's Auge sah, wenn ich seine Worte hörte, aus denen die Ueberlegenheit eines bedeutenden Geistes sprach. Nun, lebe wohl! Wie immer

Deine

Teresa.“

Bald nachher saß die junge Künstlerin in dem schlichten Strohwägelchen, das der Wirth für sie hatte anspannen lassen, Koffer und Gepäck neben sich. So gering der Besitz einer Künstlerin ist, sie hat immer mehr Habseligkeiten mit sich zu führen als andere Frauen in gleicher Lebenslage. Schwermüthig saß sie auf dem unbehaglichen federlosen Sitz; die Stöße des Wagens schüttelten sie hin und her; so unerquicklich war ja auch ihr Leben. Die sonnige Landschaft ringsum versetzte sie nicht in heitere Stimmung. Die Dörfler sah sie mit schwerer Arbeit beschäftigt; so gings von der ersten Frühe des Morgens bis zum späten Abend, Alles, um sich des Lebens Nothdurft zu erringen. Das glückliche Volk der Gefilde erschien ihr nicht beneidenswerth; lohnte denn das Leben solche Mühe, solchen Schweiß? Wie eintönig das Säen, Pflügen und Ernten — und dabei noch die verhagelte Saat, die überschwemmten Felder! Immer dasselbe . . wie eintönig der Sonnenschein — mit seiner alltäglichen Beleuchtung — tagtäglich kein anderer Wechsel, als daß die Bäume am Heerweg kürzere oder längere Schatten werfen.

Vor einem Gasthof, der in der Mitte des Wegs nach der Stadt lag, hielt das Wägelchen an; der Reisekenker wollte seinem Gespann kurze Rast gönnen. Teresa stieg nicht aus, sie sah träumerisch vor sich hin, mitten unter dem Lärm der Stallknechte, welche Krippen und Eimer herbeischleppten. Da kam auch ein herrschaftliches Gespann herbei mit schnaubenden Rossen und hielt vor dem Gehöfte still, der Livreebediente und der Kutscher sprangen vom Wagen. Der Hausknecht wurde herbeigerufen; es war etwas am Zaumzeug zerrissen. Ungeduldig verließ auch der Herr den Wagen